

# ***Da wusste Noah, dass das Wasser auf der Erde weniger geworden war***

## **Eine Predigt zu Genesis 8,10-11 von Pastor Marc Bergermann**

Liebe Gemeinde!

Unlängst wunderte ich mich über einige grüne Blätter und krumme Zweige auf dem Balkon der Pfarrwohnung. In einer Ecke hatten sie sich angesammelt. Windig war's in den letzten Tagen, aber es fand sich kein Baum direkter Luftlinie, zu dem die Blätter und Zweige passen würden. Wer war also der Übeltäter, der für derartigen Unrat auf dem Balkon sorgte, der im ersten Corona-Lockdown im letzten Frühjahr zu meiner persönlichen, grünen Arche Noah geworden war?

Plötzlich vernahm ich einen Ton, der für viele Menschen weltweit Gefühle zwischen Abneigung und Ekel erzeugt, bei mir hingegen Wohlbefinden: ein Täuberich lugte vom Dach herab aufgeplüstert um die Ecke, mit einem dünnen Zweig im Schnabel. Offenbar hatte er in den vergangenen Tagen versucht, seiner Taubendame ein ansehnliches Nest zu bauen, doch die Baukünste reichten für nicht mehr als einen losen Haufen krummer Zweige und Blätter, die beim erstbesten Windhauch am Boden auf dem Balkon landeten. So geht das inzwischen seit einiger Zeit. Halten will es nicht, aber der Täuberich lässt die Hoffnung nicht sinken und so landet ein Zweig und Blatt nach dem anderen auf meiner kleinen Arche Noah.

Was mir dezente Mühen bereitet, war für besagten Noah das, worauf er sehnsüchtig wartete: ein „Zweig“ als Zeichen der Hoffnung. Ein „Hoffnungszweig“, wie es der Volksmund in Anlehnung an die Erzählung der Sintflut ausdrückt. Noah hatte inzwischen mehrere Wochen lang auf engstem Raum in seinem Schiff, das eher einem Kasten glich, ausgeharrt. Mit den immer gleichen Gesichtern aus seinem engsten Familienkreis und Unmengen an Tieren – es muss ihm wortwörtlich gestunken haben!

Und an jedem neuen Morgen tat sich ihm das gleiche Bild auf, wenn er die Augen nach dem Schlaf öffnete, eine Lucke aufriss und hinausblickte: immer der gleiche Anblick, links, rechts, vorne und hinten: endloses Meer, graue Eintönigkeit und das Gefühl trostloser Ausweglosigkeit – egal, wo man hin navigieren würde, nichts würde sich ändern.

Wir müssen nicht mit an Bord der Arche sein, um solche Eintönigkeit zu erleben und dem Gefühl von Ausweglosigkeit ausgeliefert zu sein. Glücklicherweise kann sich der oder die schätzen, die derartige Situationen, Lebenslagen und Gefühle noch nie erlebt oder verspürt hat. Für viele hingegen ist das die zeitweise oder sogar tägliche Lebenslage: Menschen in Krisenregionen, wie derzeit in Afghanistan; aber auch Menschen hierzulande, die sich fragen, wie sie in eine ausweglose Beziehung oder unbefriedigende Arbeitssituation geraten sind – und wieder Land gewinnen können; Menschen, die sich in der Eintönigkeit ihres immer gleichen Alltags gefangen fühlen – und statt des alltäglichen Graus ohne Ausblick auf Fortschritt und Veränderung am Horizont verzweifelt nach grünen Hoffnungszweigen suchen, die das Kommen einer besseren Zukunft, eines besseren Tages ankündigen.

Wie mag es wohl all jenen ergangen sein, die während der Lockdowns in ihren Kästen – kleinen Wohnungen in großen grauen Städten – festsäßen, ungewiss, wie es weitergeht: mit den Kindern, der Beziehung, Familie und Beruf? Aber auch ohne eine Pandemie ist das eben für viele Menschen, alt wie jung die entscheidende Frage: wie geht es weiter? Wann wird dieses oder jenes wieder besser? Oder war es das schon, was das Leben für mich bereithält – und es geht womöglich gar nicht weiter, es wird sich nichts mehr verändern?

Womöglich werden das Gedanken sein, die auch Noah durch den Kopf hätten gehen können. Nach endlosen Wochen war keine Veränderung in Sicht, Wasser überall. Aber er wollte sich mit der Situation nicht zufriedengeben. Noah wusste freilich: ich kann das Wasser nicht aus diesem endlosen Ozean schöpfen – selbst wenn meine ganze Familie mit ihren Händen schöpfen würde oder die Elefanten mit ihren Rüsseln mithelfen würden. Aber ich kann auf Gott vertrauen und den Horizont nach Zeichen der Hoffnung absuchen. Doch Noahs Augen gaben das nicht her. Da war nichts zu sehen, was Hoffnung versprach.

Auch uns kann das so ergehen. Waren wir froh 2020 hinter uns zu haben, so setzt sich doch vieles ungebrochen fort, neue Wellen tun sich auf, die den Blick auf das ersehnte Festland versperren: Naturkatastrophen wie reelle Fluten, menschliche Desaster wie in Afghanistan mit womöglich großen Auswirkungen, und nicht zuletzt die wieder ansteigenden Inzidenzzahlen. Manchen von uns mag das gar dazu verleiten zu denken: ich bleibe einfach ganz unter Deck und mach die Lucke oder das Fenster gar nicht erst auf. Es gibt ja nichts zu sehen, was Hoffnung verspricht – sondern eher nur weitere Wellen, die mir das letzte Fünkchen Zuversicht rauben.

Noah, den Gott als gerecht anerkannte und dessen Leben er verschonte, der ließ sich seine Zuversicht von so etwas nicht rauben. Trotz der grausamen Bilder und womöglich Schuldgefühle und Hilflosigkeit, die er empfunden haben mag, als die Fluten alles andere Leben gnadenlos fortrissen. Jeden Abend mag er sich mit dem Gedanken zwischen den Tieren ins Stroh gelegt haben: „Es kommt auch wieder ein besserer Tag!“ Und jeden neuen Morgen machte er sich aufs Neue auf, nach Zeichen der Hoffnung zu suchen.

Auch ich erlebe Tage, an denen manchmal nicht mehr bleibt, als sich zu sagen: „Es kommt auch wieder ein besserer Tag!“ Tage, an denen nichts gelingen mag oder an denen man der Flut der Ereignisse und Aufgaben nicht Herr wird. Tage, an deren Ende man sich fragen mag: das ist es also, für den Rest des Lebens?

Manchmal greifen wir dann zu den falschen Mitteln, um der Gefangenschaft solcher Gefühle zu entkommen: Flüchten uns in Alkohol, Arbeit, Ablenkungen oder fallen in menschliche Abgründe und schwarze Löcher. Für all diese mag in der Erzählung der Sintflut der schwarze Rabe stehen, den Noah losschickte – er kehrte zurück, ohne ein Zeichen der Hoffnung mitzubringen – kein Zweig, kein Blatt im großen Schnabel das davon zeugte, dass die Wasser der Sintflut sich endlich wieder zurückgezogen hatten. Das tut dem Raben als fürchterlich schlauem Vogel freilich Unrecht, aber in dieser Erzählung ist er doch eher der Unglücksrabe, der nichts neues unter der Sonne zu verkünden hat.

Doch Noah gab nicht auf und schickte eine womöglich weiße Taube los. Heute für viele eher die Ratte der Lüfte, über Jahrhunderte hinweg hingegen Zeichen des Friedens,

der Hoffnung – und des Heiligen Geistes. Sie erhob sich zum Himmel, den grauen Fluten entgegen. Einige Male kehrte auch sie mit leeren Händen bzw. Schnabel zurück. Doch dann, eines neuen Tages, trug sie am Abend einen Hoffnungszweig im Schnabel, das grüne Blatt eines gesunden Olivenbaums. Noah erkannte da: der bessere Tag ist gekommen! Das dunkle Wasser zieht sich zurück – und Land ist in Sicht! Nach Tagen der grauen Eintönigkeit endlich das frische Grün des Lebens!

Noah hätte das Blatt im Schnabel der Taube auch übersehen können. Oder er hätte das Blatt erblicken und daraus den Schluss ziehen können: das heißt gar nichts, es ist nur ein Blatt, das aus den Untiefen an die Oberfläche geschwemmt wurde und ziellos, wie er selbst auf dem Wasser herumtrieb. Kein Zeichen der Hoffnung. Alles beim Alten. Noahs Arche hätte weiter vor sich hingedümpelt, wie auch sein Gemüt. Ohne Ziel, ohne Antrieb.

Noah hätte das Zeichen der Hoffnung übersehen, ignorieren, fehldeuten können. Sich selbst verbieten können, noch hoffen zu dürfen – so viele trostlose Tage haben doch das Gegenteil bewiesen!

Es ist eben leichter, Zeichen der Hoffnung zu übersehen oder abzutun, als nach einem solchen Hoffnungszweig zu greifen und darauf zu vertrauen, dass dieser dürre Ast oder jenes dünne Blatt der Beginn etwas Neuen ist – und es wieder besser wird. Aber Noahs Beispiel zeigt uns auch heute, wie wir in solchen Zeiten unseres Lebens die Hoffnung nicht verlieren. Indem wir uns erlauben, zu hoffen, zu glauben, auf Gott zu vertrauen und nach kleinen Zeichen seiner Treue Ausschau zu halten.

Noah macht noch keinen Freudensprung, als das Blatt von der Taube mitgebracht wird. Aber er erkennt darin eine Wende zum Besseren: das Wasser zieht sich zurück, aber es ist noch zu früh, um direkt an Land zu gehen. Er wartet ab, geduldig, lässt seine Hoffnung wachsen wie eine zarte Pflanze. Dann erst, nach einigen Tagen, wagt er, sich mehr zu erhoffen: und tatsächlich, die Taube, die er nun losschickt, kehrt nicht mehr zurück. Auch hier hätte er wieder den Schluss ziehen können: sie ist in den Wassern ertrunken, keine Hoffnung. Doch für ihn war dies das Zeichen: ein besserer Tag ist da. Die Taube hat einen Platz für sich gefunden. Baut sich womöglich aus dürren Zweigen im Olivenbaum schon ein Nest.

Es gibt Hoffnung und ein neues Ufer. Auch für uns in unseren Katastrophen des Lebens. Kleine grüne Blätter, dünne Hoffnungszweige oftmals. Und doch Zeichen einer zarten Hoffnung, die wachsen kann. Die das eintönige Grau der Ausweglosigkeit durchbricht und wieder Farbe ins Leben bringt – und neue Perspektiven. Noah lebte uns vor: Erkennt und ergreift den Zweig der Hoffnung, statt ihn wie Unrat ohne Wert abzutun – mag er auch noch so klein und gebrechlich sein gegenüber der Flut der Ereignisse und schlechten Nachrichten. An jedem neuen Tag kann er am Baum unseres Lebens wachsen oder uns auf den Balkon getragen werden, von Gott, von lieben Mitmenschen – oder manchmal auch wirklich von einer Taube!

Denn womöglich kann ich daher auch dem alltäglichen Treiben des Täuberichs auf dem Balkon am Pfarrhaus etwas abgewinnen; manchmal tut er mir da leid in seiner endlosen Emsigkeit, dem Suchen nach immer neuen Blättern und Zweigen. Aber er gibt nicht auf, sondern hofft weiter in seinem kleinen Schädel. Wer weiß, wo seine dürren Zweige eines Tages Halt finden und neuem Leben Halt verschaffen. Die Taube auf dem Dach erinnert mich so täglich an Noah und seine Taube auf der Arche. Und

damit daran, in grauen Zeiten nicht den Kopf in den Sand zu stecken, sondern beharrlich nach Gottes Zeichen der Hoffnung zu suchen!

Amen.